

Agneta Pleijel

Doppelporträt

Ein Roman über Agatha Christie
und Oskar Kokoschka

Aus dem Schwedischen
von Gisela Kosubek

URACHHAUS

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
Dubbelporätt bei Norstedts, Stockholm.
Die Veröffentlichung in deutscher Sprache wurde
mit Norstedts Agency vereinbart.

Die Übersetzung dieses Buches
wurde durch die freundlich gewährte Förderung
des Swedish Arts Council finanziell unterstützt.

ISBN 978-3-8251-5280-2

Erschienen 2022 im Verlag Urachhaus
www.urachhaus.com

☞ Auch als E-Book erhältlich

© 2022 Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus GmbH, Stuttgart

© 2020 Agneta Pleijel

Umschlagfoto Vorderseite:

Popperfoto/Contributor/Getty Images

Umschlagfoto Rückseite: akg-images/Imagno/Franz Hubmann

Typografische Gestaltung: Klaus H. Pfeiffer

Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck



AUFWÄRMEN

London 1969, im Monat April. Dauerregen. Wolfgang Fischer lauscht dem Gemurmel seiner letzten Besucher in der Galerie Marlborough Fine Art. Dort zeigt man eine Retrospektive des betagten österreichischen Malers Oskar Kokoschka.

Der Arbeitstag nähert sich dem Ende.

Fischer raucht und sucht die Rechnungen und Korrespondenzen der Woche zusammen, als es an der Tür klopft. Ein jüngerer Mann tritt herein. Er zieht seinen Mantel aus und schüttelt ihn, ein Tropfenschauer fällt zu Boden. Er stellt sich als Mathew Prichard vor.

Er möchte den ungefähren Preis für ein Porträt seiner Großmutter erfahren, gemalt von Kokoschka. Ja, Pi mal Daumen.

Fischer hebt den Kopf angesichts der überraschenden Frage. Er antwortet, der Maler sei alt, schon 85, und nähme wohl kaum noch Bestellungen an.

Nach einem langen Leben im Exil wohne er jetzt in der Schweiz. Er reise schon bald dorthin zurück. Im Übrigen male er nicht jeden x-Beliebigen. Er habe Künstler, berühmte Ärzte, Präsidenten und Staatsoberhäupter porträtiert.

Der Besucher lässt sich im Gästestuhl nieder, schlägt in seiner durchnässten Jeans ein Bein über das andere und klingt ein wenig hochnäsig, als er entgegnet, Mrs Mallowan sei nicht irgendwer. Fischer sieht das ein. Sie ist nicht irgendwer.

Sie ist oft in den Klatschspalten der Zeitungen zu sehen, gern die Tortenschaufel schwingend oder mit einem Glas in der Hand, nachdem sie die eine oder andere Benefizveranstaltung eröffnet hat. Warum sich diese alte Unterhaltungsschriftstellerin aber von einem der gefeiertsten expressionistischen Maler der Gegenwart porträtieren lassen sollte, ist nicht ebenso selbstverständlich.

Entschuldigung, aber versteht Ihre Großmutter etwas von Malerei?

Was spielt das für eine Rolle?, erwidert Prichard. Auch ihr Gatte, Sir Max, wünscht, dass sie angesichts ihres bevorstehenden achtzigsten Geburtstages ge-

malt werden soll, am liebsten von Kokoschka. Sie haben beide die Ausstellung gesehen. Ziemlich crazy, sagt Prichard, aber wundervoll. Kann ich mir eine Zigarette nehmen? Sie müssen wissen, meine Großmutter ist der unkonventionellste Mensch, den man sich nur vorstellen kann.

Er lächelt und greift nach einer Zigarette aus dem Kästchen auf Fischers Schreibtisch. Fischer steht auf, gibt ihm Feuer und ist im Nachhinein etwas irritiert über sich selbst.

Warum aber gerade Kokoschka, will er wissen?

Kunst ist doch wohl eine gute Investition?

Ich verstehe, Sie sehen darin also hauptsächlich eine ökonomische Investition.

Prichard kommt auf die Füße und stellt sich an das vom Regen streifige Fenster. Geld ist nicht das Wichtigste daran. Geld ist vorhanden, wenn Herr Fischer es wissen will. Im Ausstellungskatalog habe er gelesen, dass der Maler mit Gottes Auge blickt. Und dass es ihm weniger um äußere Ähnlichkeit als um geistige Übereinstimmung geht.

Sie wollen Kokoschka, weil sie Agatha unbeschreiblich gernhaben. Sie ist scheu und schweigsam. Doch ist

sie ein Mensch, den man nur lieben und achten kann, und ein Dutzendporträt darf es nicht werden.

Fischer wird ein wenig ungeduldig, und es fällt ihm schwer, es zu verbergen. Ihre Großmutter, scheu und schweigsam? Ist sie nicht ständig in den Klatschspalten unterwegs? Und hat diese flinke Großmutter seit Anfang der 1920er-Jahre nicht jährlich ein Buch, manchmal sogar zwei, produziert? Inzwischen mussten es mindestens sechzig, vermutlich sogar noch mehr Kriminalromane sein. An den Mittagstischen ist ihr jüngster Mord stets unumgängliches Gesprächsthema.

Deutet das nicht auf eine unglaubliche Redseligkeit hin?

Prichard schüttelt den Kopf.

Man kann schreiben, um nicht reden zu müssen, bemerkt er. Soweit er verstanden habe, arbeite der Maler ungewöhnlich schnell. Wenn er kurz davor stand, London zu verlassen, würden drei Sitzungen vermutlich ausreichen, es wäre also kein großer Zeitverlust für ihn.

Vergessen Sie diese Idee, antwortet Fischer.

Er nimmt seinen Mantel vom Haken und hält die Tür zum Treppenhaus auf. Hinter Prichard schließt er ab und eilt dann zwischen den Fußgängern davon, wobei er sich bemüht, von Bussen und Autos nicht gänzlich vollgespritzt zu werden. An der U-Bahn spürt er Prichards Hand zögernd auf seinem Arm. Sie könnten doch wohl versprechen zu fragen? Ja, ja. Ich werde fragen. Prichards Gestalt löst sich zwischen den Regentropfen auf und ist verschwunden.

Ein typischer Aprilregen in London, anhaltend, fantasielos und wenig inspirierend.

Mathew Prichard ist 26 Jahre alt und ein etwas unste-
ter Student. Er nimmt den Zug und anschließend den
Bus nach Torquay.

In Greenway, der Sommerresidenz seiner Großmut-
ter am River Dart, ist er oft gewesen. Dort, an dem stei-
len Hang mit der überwältigenden Aussicht auf den
Fluss hinab, verbrachte die Familie zahllose Urlaube
und Feiertage. Ebenso im Haus Winterbrook an der
Themse in Oxfordshire. Seine Großmutter hat ein Fai-
ble für Häuser.

Sie kauft eins nach dem anderen. Möbliert sie und
stattet sie aus.

Ersinnt neue Milieus für Morde.

Nun ist er das erste Mal in Torquay, wo Großmutter
geboren wurde. An der Bushaltestelle am Hafen sieht
er sich um. Als er klein war, hatte er eine Großmutter
wie jede andere Großmutter, weiche Arme, eine un-
aufhörliche Flut von Märchen.

Als er, erwachsen geworden, entdeckte, dass er die Großmutter mit einer Welt von Lesern teilte, wollte er mehr über sie erfahren. Er weiß, dass sie ein wildes Mädchen war. Er möchte sich gern vorstellen, dass sie gleichaltrig wären und Freunde. Er will ebenso eigen-sinnig sein wie sie.

Als sie 1890 geboren wurde, hieß sie Agatha Miller. Von den hoch gelegenen Hängen über dem Hafen in Torquay, Englands eigener Riviera, blickte sie auf die steilen Klippen hinab und die zahllosen Segelboote im Englischen Kanal.

Ashfield heißt die Villa, in der sie mit ihrer Familie wohnt. Wohnt? Der Besitz ist seit Langem verkauft und das Haus obendrein abgerissen und dem Erdboden gleichgemacht.

Doch wenn man auf der Jagd nach Erinnerungen ist, hält man sich im Präsenz auf.

Mathew hat die Fotoalben gründlich studiert. Ashfield war einst ein imposantes mehrstöckiges Gebäude mit hohen Fenstern. Drei Gärten gehörten zu dem Besitz. Der Rosengarten, dessen stachlige Rosen böse Augen hatten. Der freundliche Gemüsegarten, aus dem man Zwiebeln, Salat und Petersilie holte und wo

Himbeersträucher wuchsen. Und schließlich der geheime Außengarten.

Er fiel sanft zum Meer hin ab, und dort wuchsen Ahorn und Eschen. Sie bogen ihre Kronen eng zueinander und tauschten flüsternd Geheimnisse. Ein magischer Ort. Dorthin durfte sie nicht alleine gehen. Mathew klettert zu der Stelle hinauf, wo sich Ashfield einst befunden hatte.

Nichts mehr zu sehen, bis auf moderne, triste Reihenhäuser, seine Fantasie aber errichtet den Besitz aufs Neue, Stein um Stein. Er streift in der Umgebung umher. Als es dämmt, kehrt er über moosbewachsene Treppen zum Hafen zurück und lauscht dem Tosen des Meeres.

Es ist vielleicht nicht ganz üblich, dass sich junge Männer für ihre Großmütter interessieren. Seine aber ist entweder verrückt oder ungeheuer klug. Als Kind verbrachte er zahllose Stunden in ihrer Gesellschaft. Mit regelmäßigen Theaterbesuchen. Häufig waren sie gemeinsam im Kino, noch immer haben sie den gleichen Geschmack.

Fahrten nach Bayreuth, nur sie und er, um Musik zu hören. Ihr mächtiger Körper im Sessel neben ihm.

Im Laufe der Jahre hat er viele ihrer Bücher gelesen. War verblüfft, wie viel sie von seinem und dem Leben seiner Freunde verstand; es scheint keinen Altersunterschied zu geben.

Inzwischen ist die Hauptstadt *Swinging London*. Seine Freundinnen beschäftigt die *Women's liberation*. Er sympathisiert mit ihnen, meint jedoch mehr zu wissen als sie.

Dank Großmutter. Ohne Vater aufgewachsen zu sein, doch mit einer aufmerksamen Großmutter wie der seinen, kann von Vorteil sein. Er hat die Absicht, einen Film über sie zu drehen. Als er seine *kippers* in der Hafenschänke gegessen und den letzten Schluck Bier ausgetrunken hat, bleibt ihm noch Zeit für einen Spaziergang auf dem langen Pier. Hier ist sie Rollschuh gelaufen.

Hier hat ihr Freund sie geküsst.

Es weht ein scharfer Wind, und tausend Meerestropfen bedecken schon bald sein Gesicht und überzeugen ihn davon, dass die Zeit eine Chimäre ist. Seine Großmutter ist zwar in die Jahre gekommen und bewegt sich wie eine alte Bulldogge, dennoch ist sie jung. Ebenso wie Oskar Kokoschka. Er glaubt nicht, dass

sich einer von ihnen älter als fünfzehn fühlt. Oder dreiundvierzig. Allerhöchstens fünfzig.

Sie tragen beide die Jugend bei sich wie in einem Korb. Als käme man von den Himbeersträuchern. Man verhält den Schritt, wählt eine Beere aus und stopft sie in den Mund. Süße am Gaumen. Im Baum sitzt ein Vogel, lauthals singend. Dann aber muss er eilen, um den Bus nicht zu verpassen.

Es ist Olda, die aufmacht, und hinter ihr ist Kokoschka zu sehen, den Gelenkschmerzen plagen. Willkommen Wolfie, immer herein!

Verflixte Kälte! Auf mageren Storchenbeinen stakst Kokoschka ins Wohnzimmer voran, mit seiner faltigen warmen Unterhose und einer Schaffelljacke militärischen Schnitts bekleidet. Schon bald sitzt Fischer auf dem Sofa und erzählt von der Woche in der Galerie, auch Mathew Prichards Besuch bleibt nicht unerwähnt.

Offen gesagt, ein ziemlich unausstehlicher junger Mann. Selbstsicher und arrogant. Verfügt aber gewiss über Geld.

Kokoschka hört zu und bricht in schallendes Gelächter aus. Die Königin des Kriminalromans malen? Haha. Das könnte man meinen lange hinausgezögerten Durchbruch in England nennen.

Olda, hast du das gehört?

Er ruft es seiner Frau zu, die in der Küche Tee bereitet. Dann schüttelt er den Kopf. Nein, nein. Undenkbar. Sie sehnen sich nach Hause. Dort, in Montreux, hat er jede Menge zu tun. Jeden Tag malen. Den Rasen wässern. Ins Dorf hinuntergehen, um Milch zu holen. Und seine Erinnerungen schreiben.

Ja doch, er hat einige ihrer Detektivgeschichten gelesen. Ihr Blutdurst und ihre intrikaten Morde sind erfrischend. Schreibt sie noch immer? Bewundernswert. Man darf nicht aufgeben. Er selbst hat nicht vor, das zu tun.

Besonders erinnert er sich an einen ihrer Krimis, in dem sich der Erzähler als Mörder erweist, wie hieß der noch gleich, Olda?

Eine bemerkenswerte Auflösung des Buches. Die Frau hat vollkommen recht; jeder x-Beliebige kann zum Mörder werden.

Ihre Bücher, diejenigen, die er gelesen hat, sind voll von überraschenden Schnitten und komplizierten Kehrtwenden, die sie gut über die Bühne bringt. Das Einzige, was ihn locken könnte, sie zum Modell zu nehmen, ist, dass sie ungefähr in seinem Alter ist.

Nun aber möchte er einen Whisky.

Olda, die mit Teetassen erschienen ist, stellt die Flasche auf den Tisch. Fischer staunt wie stets darüber, wie gut sie aussieht. Einen Kopf größer als ihr Mann und sicher dreißig Jahre jünger. Gekleidet in schwarze Hosen und einen grauen Pullover mit eingestrickten silbrig glitzernden Fäden. Das kurz geschnittene Haar lockt sich weich um die Schläfen. Sie ist von starker Wesensart und ungemein schön.

Das kann man von ihrem Gatten kaum behaupten. Er scheint bereits knorrig geboren; das Gesicht könnte aus der Maserknolle eines Birkenstamms geschnitzt worden sein. Als der Whisky ihn erwärmt, lösen sich seine Züge zu freundlichen Runzeln. Aus diesem Ungehobelten, Rauhen und Schroffen leuchtet der scharfe blaue Blick, einem Laserstrahl gleich.

Sie sind ein auffälliges Paar.

Wir könnten das Geld gebrauchen, wirft Olda ein.

Kokoschka stellt das Glas krachend auf den Tisch. Es stimmt, sie brauchen das Geld, doch die Heimreise aufschieben?

Als das Gespräch weiterläuft, packt ihn Zorn. Meinen die etwa, ich könnte das Porträt in drei Sitzungen fertigbringen?

Wolfie, bitte teile ihnen mit, dass es unmöglich ist, in so kurzer Zeit ein gutes Porträt zu schaffen. Der königliche Laffe, Lord Snowdon, behauptet sogar drei Tage zu brauchen, nur um eine *Fotografie* hinzubekommen!

Und Konrad Adenauer – Fischer erinnert sich, dass Kokoschka den ersten deutschen Bundeskanzler vor dessen Tod porträtierte – hatte darüber geklagt, dass es heutzutage üblich geworden war, dass die Maler beladen mit Kameras anrückten oder in Begleitung jeder Menge Fotografen.

Eine Degradierung der Kunst des Malens. Um zu malen, muss man ausreichend Zeit haben.

Richte ihnen das aus.

Könnten wir den Aufenthalt in London nicht ein wenig verlängern?, wirft Olda ein. Kokoschka nimmt einen weiteren Schluck Whisky und zündet sich eine Zigarette an. Richte ihnen aus, Wolfie, dass ich sehr teuer bin. Fischer erwidert, er wisse das, also wie viel wolle er haben? Der Maler bekommt einen erneuten Wutanfall. Weißt du, was dieser Aufschneider Picasso heute nimmt? Vier rasch hingeworfene Picassos kosten nach dem Tageskurs ebenso viel wie ein besserer

Rembrandt! Henry Moore lässt sich für seine Skulpturen nicht weniger bezahlen. Warum, zum Teufel, sollte ich billiger sein? Ich bin teuer, dafür schäme ich mich nicht. Aber ich produziere keinen Scheißdreck. Richtet ihnen das aus.

Das wissen sie, nach allem zu urteilen, erwidert Fischer.

Ich würde gern ein Foto der Frau sehen, fährt Kokoschka fort, also ein Kindheitsbild. Wie die Dame heute aussieht, bekäme er ja mit eigenen Augen zu sehen, falls sie sich wider Erwarten begegnen sollten. Doch könne man ihm gern ein Foto von ihr als Kind bringen. Am liebsten so viel Kind wie möglich. Alles beginnt bereits beim Kind.

Das hat Fischer ihn häufig sagen hören.

Kokoschka blättert, die Zigarette im Mundwinkel, in den Kunstbüchern auf dem Sofatisch, er wirkt wie ein Lausbub und Filou. Zu seiner Zeit ein großer Frauenheld, hatte es geheißen.

Als Mathew Prichard später in der Galerie anruft, erhält er von Fischer die Antwort, dass es vielleicht nicht gänzlich unmöglich wäre.

Ließe sich vielleicht ein Kindheitsfoto auftreiben?

Als sie den geheimen Garten betraten, hielt Nursie ihre Hand mit festem Griff. Großmutter sträubte sich. Ich will alleine gehen, lass mich los!

Wollen kannst du viel, Darling.

Und du bist eine alte Hexe, Nursie!

Das hat sie Mathew erzählt. Sie war drei Jahre alt, und ihre großen Zehen zeigten direkt zueinander. Ununterbrochen stolperte sie darüber. Sie lebte in ihren Fantasien, unter Küchlein, Hexen und Prinzessinnen. Dann wurde sie vier und verliebte sich zum ersten Mal und gleich über beide Ohren. In einen Freund ihres Bruders Monty.

Nursie hatte sie an der Tür zur Bibliothek abgegeben, wo die Erwachsenen saßen. Sie brauchte nur einen Blick auf ihn zu werfen, auf seine goldfarbenen Locken und seine schmalen weißen Hände – ein Prinz –, und die Verliebtheit schlug ein wie ein Blitz. Und ließ sie sich ihrer selbst quälend bewusst werden.

Sie musste aufpassen, am Esstisch nicht neben ihm zu landen. Wenn sie ihn am Hausgiebel erblickte, ergriff sie die Flucht. Bei den Himbeersträuchern machte sie halt und wandte sich zurück, um ihn in Ruhe betrachten zu können. Als er abfahren sollte und erschien, um sich zu verabschieden, war sie nicht da.

Man musste nach ihr suchen und rufen. Vergeblich. Sie versteckte sich im Gras, weit weg von den Augen der Rosen. Was unterschied Jungen von Mädchen? Die Kleidung natürlich. Was befand sich unter den Kleidern des Liebsten? Das beschäftigte sie, wie auch die Gedanken darüber, was ein Mädchen ist, obgleich sie noch nichts von dem weiß, was, wie sich später herausstellen soll, zu betörenden Schauern führt. Als sie das sagt, zwinkert Großmutter Mathew vielsagend zu, doch da ist er bereits erwachsen.

Er hat die Geschichte dieser Verliebtheit oft gehört.

Sie hatte die Rufe sehr wohl vernommen, blieb jedoch reglos und still rücklings im Gras liegen. Wo in aller Welt hast du nur gesteckt, wollte Nursie später wissen. Man muss nicht auf alle Fragen antworten. Sie zuckte mit den Schultern und schwieg.

Als sie fünf Jahre alt wurde, bekam sie zum Geburtstag einen Welpen geschenkt. Wie hatte sie sich nach einem Hund gesehnt! Mit weichem Fell. Rauer Zunge. Mit Gekläff und flinken Pfoten. Ihr Vater stand auf der Schwelle des Zimmers, das sie sich mit Nuri teilte, und hielt das Hündchen an der Leine. Ein Yorkshireterrier!

Wieder das Gleiche, ein Blitz durchfuhr sie von der Haarschleife bis zu den Fußsohlen. Diese schwindelerregende Verliebtheit. Die Freude ist viel zu groß. Sie überwältigt sie, und sie ist den Tränen nahe. Voller Panik muss sie aus dem Zimmer stürzen, sich auf die Hintertreppe des Hauses setzen und die Schürze über den Kopf ziehen.

Ihr Vater mit dem Hund an der Leine hinterher.

Agatha, wir dachten, du solltest einen Spielkameraden haben. Willst du ihn denn nicht?

Schweigen.

Antworte, Agatha.

Klar will ich ihn haben (dumpf durch den Schürzenstoff).

Wie soll er denn heißen?

Langes Schweigen.

Er heißt Tony.

Aha, *alright*. Willst du dich dann nicht mit Tony bekanntmachen?

Sie umkreiste den Hund auf dem Kies vor der Treppe. So hat sie es in Erinnerung und erzählt es. Wie heftig ihr das Herz klopfte! Sie schluchzte, Papa hielt ihr die Leine hin, und Tony hüpfte an ihr hoch. Erst nach vielen Sprüngen wagte sie, sich hinzuhocken und ihn in die Arme zu schließen. Man muss sich langsam gewöhnen, um vor so viel Freude nicht tot umzufallen. Das Hündchen bekommt schon bald einen prächtigeren Namen: George Washington. Im Alltag aber bleibt er Tony.

Großmutter und er werden unzertrennlich. Nachdem das Hündchen bei ihr eingezogen ist, muss Nursie ausziehen. Da ist Großmutter fast sieben. Es stimmt, dass sie keine Spielkameraden hat, und deshalb bekommt sie einen Hund.

Sie war ein einsames Kind, obgleich sie zwei ältere Geschwister hatte.

Doch Madge ging, außer zu Bällen, mit anderen großen Mädchen in London zur Schule. Monty war ungefähr ebenso alt und ging in eine Schule für Jungen,

danach sollte er zum Militär. Zu Weihnachten und in den Sommerferien kamen beide heim und foppten ihre kleine Schwester, bevor sie losstürmten, um ihre Freunde in Torquay zu treffen und Tee zu trinken, Tennis zu spielen, zu tanzen und zu flirten. Fühlte sie sich einsam?

Aber nein, niemals. Sie hat einen ganz eigenen Sinn; sie schließt die Augen und öffnet eine kleine Luke im Kopf, und aus dieser treten ganze Gefolge heraus. Katzenmütter und Katzenjunge. Mädchen, manche reich und hochnäsigt, andere arm und in Lumpen gekleidet. Sie redet ununterbrochen mit der Katzenfamilie, mit der Mädchenkolonie und all den anderen Geschöpfen. Sie war nicht allein.

Du verstehst, Mathew, sagt sie, man ist nie allein, wenn man es nicht will.

Doch tief im Inneren war sie scheu; was sie sich am meisten wünschte, lähmte sie. Dennoch sorgte sie stets dafür, dass sie bekam, was sie wollte. Es ist ein Charakterzug, den Mathew schon früh bemerkte. Man tut einfach, was man will, sagt sie, man braucht nicht zu fragen. Für Großmutter steht das Leben niemals still.

Mathew behält das, was sie gesagt hat, im Gedächtnis.

Als Großmutter anfang, ihm Märchen zu erzählen, war er noch klein. Er schaukelte auf ihrem Schoß wie in einem Vogelnest im Sturm. Sie schüttelte ihn wie bei einem heftigen Orkan, bis er vor Lachen fast erstickte.

Ihre unsichtbaren Freunde blieben ihr jahrelang erhalten. Als sie sieben war, erlaubte man ihr, begleitet von Tony, durch die Gattertür in den dritten Garten hinauszugehen. Sie lag im Gras, und ihr Blick verlor sich in den schaukelnden Baumkronen, während Tony die Maulwürfe anklaffte. Keiner konnte wissen, von wie vielen Geschöpfen der geheime Garten bevölkert war.

Indische Prinzessinnen. Edelleute aus weit entfernten Schlössern. Vagabunden aus den Wäldern. Schottische Ritter. Tanzende Bären. Böse Feen und Wahrsager. Und Maharadschas, britische Generäle und Kapitäne mit Karten und Feldstechern. Unsittliche Weibsbilder und Londons Bettelkinder.

Alle, die ihr in Büchern begegnet waren, die ihr nicht erlaubt waren zu lesen.

Ihre Mutter Clara, sie nannten sie Clarissa, vertrat die Auffassung, dass das Kind, das zuletzt gekommen, nicht zu früh in die Schule gehen und lesen lernen sollte. Stattdessen erzählte Clarissa ihr Märchen, die sie selbst erfand.

Sie waren unendlich und führten nirgendwohin. Am Abend darauf, wenn sie wissen wollte, wie die Sache ausging, hatte Clarissa das Ganze vergessen und fing mit einer neuen endlosen Geschichte an.

Kein Ende, nur verschlungene Wege in neue schauerliche Abenteuer. Sie erinnert sich, erzählt sie Mathew, wie schrecklich sie waren. Furchterregend. Sie lernte, dass Geschichten eine Sache sind, die Wirklichkeit aber eine ganz andere ist. Das musst du wissen, Mathew. Märchen sind nicht dasselbe wie das, was in Wirklichkeit geschieht.

Clarissa, Agathas tote Mutter, war ein unruhiger Geist. Sie konnte in die Zukunft schauen. Sie verließ die anglikanische Kirche, um Anhängerin des Zoroaster zu werden, dann Buddhas, danach des Spiritismus und der Theosophie. Agathas Vater Fred fiel es schwer, all den Wendungen zu folgen, doch mischte er sich klugerweise nicht ein.

Er war in Amerika geboren, war stets freundlich, zuvorkommend und ebenso faul.

Nachdem er beschlossen hatte, nach England zu ziehen, zu heiraten und von den Erträgen eines geerbten New Yorker Mietshauses zu leben, verbrachte er seine Tage im Club. Morgens nahm er eine Droschke dahin. Dort las er Zeitungen und konversierte mit den Herren. Später am Nachmittag nahm er wieder eine Droschke heim.

Ansonsten erwarb er Antiquitäten.

Marmorstatuetten, silberne Taschenuhren, Kleiderschränke aus Eichenholz, mittelalterliche Stühle und vor allem Bücher, gebunden in Leder. Oftmals, nachdem sie von sich aus lesen gelernt hatte, schlich sie sich in seine Bibliothek. Während Tony am Fußende des Bettes in Hundeträumen winselte und jaulte, las sie ohne Unterlass.

Keltische Sagen. *Alice im Wunderland*. Conan Doyle, sie liebte den *Hund von Baskerville*. Shakespeare, natürlich. Jane Austen. Sir Walter Scott. Und nicht zuletzt Charles Dickens aus Papas Büchersammlung.

Großmutter meint, das Beste, was man einem Kind geben könne, sei eine glückliche Kindheit. Sie habe

eine unbeschreiblich glückliche Kindheit gehabt, versichert sie. Auch ihrem einsamen Enkel will sie eine solche geben.

Mathew ist sich als Erwachsener nicht völlig sicher, ob er alle Details aus der Jugend seiner Großmutter an der richtigen Stelle einordnet.

Als er zehn oder elf ist, überschreibt sie ihm die Einnahmen für ihr Stück *Die Mausefalle*, das 1952 Premiere hatte. Seitdem ist es fast siebzehn Jahre lang vor vollem Haus gelaufen, ein Rekord in der Theatergeschichte. Wenn das so weitergeht, wird *Die Mausefalle* ihn versorgen.

Er selbst will Filme machen und Bilder malen.

Großmutter arbeitet ununterbrochen am nächsten Kriminalroman, doch jedes Mal, wenn er sie besucht, wird ihr Herz weich und sie nimmt sich Zeit. Wie läuft das Studium? Wie steht's mit der Freundin? Habt ihr Verhütungsmittel?

Doch als er erzählt, dass Max und er angesichts ihres achtzigsten Geburtstags ein Porträt von ihr haben wollen, schüttelt sie heftig den Kopf.

Auf keinen Fall, Mathew!

Ihr ist fast so, als wollten sie einen Sarg für sie bestellen. Ich habe es immer gehasst, vorgezeigt und fotografiert zu werden. Ich mag die Blicke anderer nicht. Gemalt wurde ich Gott sei Dank nie, außer dem einen Mal, als ich noch jung und schön war. Schlag dir das aus dem Kopf, Mathew.

Sie klingt äußerst entschieden.

Mit einem Messer pult Mathew ein Kinderfoto aus Großmutters Album und nimmt es zu Wolfgang Fischer mit. Als der Maler das nächste Mal in der Galerie vorbeischaute, übergibt Fischer ihm die Aufnahme.

Kokoschka steckt sich eine Zigarette an und legt das Foto auf den Tisch.

Er zieht sein Jackett aus und betrachtet das Bild.

Er studiert es lange und aufmerksam. Ein kleines blondes Mädchen auf einem Sofa. Fünf oder sechs Jahre alt. Korkenzieherlocken. Spitzenkragen überm Kleid. Die Hände auf dem Schoß sitzsaft gefaltet. Höchft konventionell. Wenn der Blick nicht wäre. Die Augenlider sind halb über die Pupillen gesenkt.

Der Blick ist nach innen gerichtet und zugleich beinahe quälend wachsaft. Nichts kann ihm entgehen.

Als schaue das Mädchen in sich selbst hinein und halte zugleich die Außenwelt unbarmherzig unter Beobachtung.

Ein Doppelblick.

Ihm ist, als stürze er haltlos durch die Zeit.

Das Kind musste sich noch in der gealterten Frau befinden. Vorsichtig legt er das Foto in seine Brieftasche. Die Aufnahme ist entscheidend für seinen Entschluss. Er verhandelt hin und her, über Fischer auch mit Max Mallowan, bevor sie sich über die Bedingungen einig sind. Es wird ein guter Preis.

Er will mindestens sechs Sitzungen haben, keinesfalls aber mehr.

Weitere verkraftet er nicht.